

Neue Zürcher Zeitung

Der Imam predigt weiter den Jihad»

Tunesien hat sein enormes Terrorproblem erkannt, aber die radikalen Prediger sind längst nicht verstummt

SUSANNE KAISER, DOUZ

Eine zurückgelassene Foto, da wusste die Mutter Bescheid. Geahnt hatte sie es schon länger, denn die Hinweise hatten sich über die letzten Wochen verdichtet: der Pass, den sie eines Tages in seinen Taschen fand, die Tränen, wenn er seine Schwester umarmte. Und dann eben das frische Bild auf dem Schreibtisch, das einen sehr jungen, sehr ernsten Mann zeigt, der sich extra den fusseligen Bart abrasiert hat, damit seine Familie ihn so in Erinnerung behält. Fatimas Sohn Mohammed war nach Syrien in den Jihad gezogen.

Aus jedem Haus ein Jihadist

Beide heissen eigentlich anders, doch Fatima hat grosse Angst vor den Terroristen des Islamischen Staates (IS), die es allorts in Tunesien gibt. «Der IS ist hier, überall», sagt sie und meint damit in Douz. Das ist eine kleine Stadt in der südtunesischen Wüste nicht weit von der algerischen Grenze, wo es besonders schlimm sein soll. «Aus jedem Haus gibt es jemanden, der nach Syrien gegangen ist», berichtet Mohammeds Mutter. 60 Prozent der jungen Leute seien hier Salafisten, 30 Prozent von ihnen Jihadisten, so schätzt sie. Auch noch, nachdem das sogenannte Kalifat des IS im arabischen Osten untergegangen ist.

Der karge und staubige Ort hat grosse Probleme damit, seinen Jungen andere Perspektiven zu bieten als die extreme und oft auch militante Frömmigkeit, die seit einigen Jahren in die Moscheen der Umgebung eingezogen ist. Es gibt nichts, was junge Leute hier machen könnten, keine Arbeit, keine Freizeitangebote, keine Parks oder Sportplätze. Deshalb hängen sie den ganzen Tag im Café herum oder knattern mit ihren Mopeds umher - wohin in dem Ort, in dem es nichts gibt, bleibt ihr Geheimnis. Das Café ist ein Ort für Männer, Frauen begegnet man in Douz nur selten auf der Strasse. Wer keine Lust aufs Café hat, dem bleibt nur die Moschee.

Als Mohammed in die Fänge des IS gerät, kurz nach der Revolution 2011 gegen das Regime des Diktators Ben Ali, ist er 17 Jahre alt. Zuerst ist die Moschee für ihn ein Ort der Zuflucht vor der strengen Erziehung der Mutter, eine Möglichkeit, sich unabhängig zu machen und «ein Mann» zu sein. Nach wenigen Monaten entwickelt der Jugendliche immer fanatischere Ansichten, beginnt seine Familie zu drangsalieren. Seine Mutter nennt er eine Ungläubige -



Wer in der Wüstenstadt Douz keine Lust aufs Herumsitzen im Café hat, dem bleibt nur die Moschee. SUSANNE KAISER

«weil ich mich nicht genug verhüllte, weil ich keinen Gesichtsschleier trug und weil ich als Frau aus dem Haus ging», erklärt Fatima, als sie berichtet, wie die Extremisten ihren Jungen gegen die eigene Familie aufwiegelten. Dieser trägt fortan den Salafistenlook: Bart, Gebetskappe, Hochwasserhose mit tiefem Schritt.

Syrien war nur Plan B

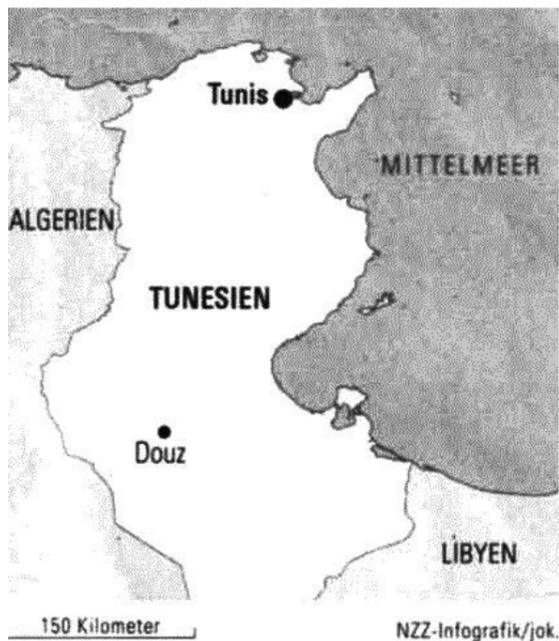
Mohammeds Radikalisierung dauert zwei Jahre, dann ist er bereit für den Jihad. Kurz vor seiner Ausreise wird er gegenüber seiner Mutter gewalttätig: «Eines Tages packte er mich am Kragen und wollte mich schlagen.» Seine Aggression richtete sich gegen alle, die nicht seiner Meinung waren. In Douz terrorisierte er Andersdenkende, erklärte den Gläubigen in der Moschee, dass sie falsch beteten, schlug Jüngere und schrie Mädchen ohne Kopftuch auf der Strasse an.

Dann ist er weg, mit einer Gruppe von 25 weiteren jungen Leuten wird er erst in ein Ausbildungscamp nach Libyen geschleust und von dort weiter nach Syrien. Der nächste Kontakt zwischen Fatima und ihrem Sohn ist ein Skype-Gespräch drei Wochen später. Mohammed sitzt im Dunkeln vor der Kamera, um ihn herum die Wüste Syriens, über seiner Schulter eine Kalaschnikow.

«Das hat uns die Revolution gebracht:

Freiheit für extremistisches Gedankengut, das sich wie ein Geschwür in ganz Tunesien ausbreiten konnte.» Fatima schüttelt traurig den Kopf. «Wenn wir nur die Zeit zurückdrehen und Ben Ali wiederhaben könnten. Damals konnten Jihadisten noch nicht offen arbeiten.» Sie spricht aus, was viele im tunesischen Hinterland denken. Von der Freiheit der Revolution ist hier nichts angekommen, ausser der Freiheit für Extremisten.

Fatimas Eindruck wird bestätigt von einem neuen, im Auftrag der Uno angefertigten, vertraulichen Dossier über Radikalisierung in Tunesien. Eine der Hauptursachen für den Zulauf zu militanten Gruppen ist demnach, dass sich die jugendliche Bevölkerungsmehrheit politisch in der Minderheit wähnt. Der heutige Staatspräsident Beji Caid Essebsi ist 91 Jahre alt und diente bereits unter den Langzeitherrschern Bourguiba und Ben Ali. Ihm gegenüber steht eine Bevölkerung mit einem Altersdurchschnitt von 30 Jahren. Die Repräsentanten des alten Regimes erschweren, dass die junge Generation am politischen System teilhat. Kein Wunder, traut die Jugend ihrem eigenen Staat nicht über den Weg. Zum ersten Mal repräsentiert fühlen sich die jungen Marginalisierten nach Ben Alis Sturz: von der Terrororganisation Ansar al-Sharia, die von 2011 bis 2013 ungestört agieren konnte. Zu diesem Ergebnis kommt das Dossier. Eine weitere bemerkenswerte Erkenntnis: Viele der späteren Jihadisten wollten auf der Suche nach besseren Perspektiven ursprünglich nach Europa auswandern. Syrien war nur Plan B.



Mohammed ist einer der ersten ausländischen Kämpfer überhaupt, die sich 2013 in Syrien dem IS anschlossen. Bis Ende 2015 sollen 6000 Personen aus Tunesien in den Jihad gezogen sein, wie die amerikanische Denkfabrik The Soufan Group schätzt. Das tunesische Innenministerium gibt die Zahl mit 3000 an. Rekrutiert wurde Mohammed von einem hohen Kader des IS, der ebenfalls aus Douz stammt. Wie ein Reiseführer pendelte dieser zwischen Tunesien, Libyen und Syrien hin und her, um die jungen Leute abzuliefern.

Arbeitslager für Terroristen?

Inzwischen mag der IS durch den grossen Verlust an Territorium und finanziellen Möglichkeiten viel von seiner Strahlkraft eingebüsst haben. Die Ursachen des Extremismus aber bestehen fort. Ein wesentlicher Faktor für den tunesischen Terrorismus seien die internationalen Geldgeber wie etwa die Golfstaaten, sagt der Experte für Radikalisierung Adnen Hasnaoui vom Maghreb Institute for Sustainable Development. «Saudi-arabien gibt das Geld, Tunesien seine Jugend.» Solange das Geld fliesse und den Jugendlichen das Paradies versprochen werde, gebe es auch neue Kämpfer für den radikalen Islam, ist auch Fatima überzeugt. «2011 bekamen wir einen neuen Imam, einen Salafisten. Der bringt den Jungs hier auch heute noch den Jihad statt den Koran bei.»

Nach acht Monaten beim syrischen IS setzte Mohammed sich in die Türkei ab. Seit fast vier Jahren lebt der heute 24-Jährige dort als syrischer Flüchtling. Zurückkehren in seine Heimat kann er nicht. Er würde sofort ins Gefängnis kommen und vielleicht gefoltert werden. «Schon mit dem ersten Schritt aus Tunesien heraus habe ich meinen Entschluss bitter bereut. Aber ich war jung und leicht-gläubig», antwortet Mohammed auf mithilfe seiner Mutter zugesandte Fragen. Mit Journalisten will er nicht direkt sprechen. Über die Zeit in Syrien redet er nicht einmal mit seiner Familie.

Die tunesische Polizei weiss natürlich, wo sie Mohammed finden könnte, wenn sie wollte. Aber sie will nicht. Für den Staat ist es bequemer, wenn Mohammed dort bleibt, wo er ist. Seine Mutter aber mag nicht aufgeben. Unbeirrt bringt sie jedes neue Video, das Mohammed ihr schickt, zur -Polizeistation. Die Videos zeigen ihren Sohn, wie er singt, tanzt, lacht oder arbeitet. Die Mutter will mit ihnen beweisen, dass Mohammed seine salafistischen Ideen in Syrien gelassen hat. «Ich möchte einfach wieder in Tunesien studieren», sagt Mohammed. Doch so leicht lässt sich die Vergangenheit nicht wegwischen. Selbst wenn sie sich überzeugen liesse, hätte die Polizei nicht die Macht zu entscheiden, was mit einem verirrten Kind wie Mohammed geschehen soll.

Die Polizei ist nur da, um Rückkehrer bei der Einreise festzusetzen und zu verhören. Ein ehemaliger hoher Polizeibeamter der Terrorabwehr, der weder namentlich genannt noch zitiert werden will, hat selbst viele der rund 1000 Rückkehrer verhört. Darüber, ob sie ins Gefängnis kommen, entscheiden zwei Dinge: Indizien, beispielsweise eine Foto mit Kalaschnikow, und ein Geständnis. Wie er an das Geständnis kommt, will der Terrorspezialist nicht verraten.

Doch das Gefängnis - oft selbst eine Brutstätte für Jihadisten - ist eine ungenügende Antwort auf das Problem, darüber sind sich viele Experten einig. Eine, die Tunesien durch die Rückkehrer in akuter Gefahr sieht, ist Badra Gaaloul. Die Terrorismusexpertin unterrichtet Sozialpsychologie an der Militärakademie und hat ihr eigenes Zentrum für Sicherheits- und Militärstrategie gegründet. «Die Rückkehrer kennen nur die Kultur des Tötens. Unsere Regierung hat darauf leider überhaupt keine Antworten», beklagt sie. Und das sei schlimm, denn in manchen Gegenden in Tunesien sympathisierten 90 Prozent der jungen Leute mit dem IS oder al-Kaida. Wenn zurückkehrende Gefährder auf diesen fruchtbaren Boden in Tunesien träfen, komme es zum Flächenbrand.

Was dann mit den Rückkehrern geschehen soll, dafür hat Gaaloul eine ganz eigene Idee: «Wir haben hier die Sahara, wir haben hier Gebirge. Da könnten wir Arbeitslager einrichten», sagt sie und führt aus, dass Jihadisten dort in der Landwirtschaft arbeiten und sich so selbst ernähren könnten, um dem Staat nicht auf der Tasche zu liegen. «Harte Arbeit, das ist, was diese verlorenen Seelen brauchen», meint sie.

Ganz anders sieht das Mohammed Ikbel Ben Rejeb, Gründer von «Ratta», der einzigen Organisation in Tunesien, die sich für Rückkehrer einsetzt. Gerade weil es bei den Extremisten auch eine religiöse Dimension gebe, brauche man einen wesentlich komplexeren Ansatz.

«Die jungen Leute sind davon überzeugt, dass ihr Glaube die absolute Wahrheit ist.» Um mit ihnen umzugehen, brauche es die Kooperation von Justiz, Imamen, Psychologen und Sozialarbeitern, erzählt Ben Rejeb. Er weiss, wovon er spricht, denn sein Bruder ist ein zurückgekehrter Jihadist, der erfolgreich deradikalisiert werden konnte und heute hilft, andere Jugendliche aus der religiösen Indoktrinierung zu holen.

«Die jungen Leute sind die Opfer von Terroristen. Sie sind nur die Frucht. Schuld sind diejenigen, die den Baum gepflanzt haben», sagt Ben Rejeb. Die erste Regierung nach der Revolution habe Leute ins Amt geholt, die öffentlich zum Jihad aufgerufen hätten. Er sagt es nicht, aber wahrscheinlich meint er Noured-dine Khadmi, den «Imam des Jihad», der von 2011 bis 2014 Religionsminister war. «Egal, wen Sie hier fragen, jeder kennt irgendjemanden, der nach Syrien ausgereist ist oder es zumindest versucht hat», sagt Ben Rejeb. Deshalb müsse man bei der Familie ansetzen, um so an die Jugendlichen heranzukommen. Sie seien der entscheidende Faktor bei der Frage, ob ein ehemaliger Jihadist wieder Teil der Gesellschaft werden könne. Ausserdem brauche es religiöse Aufklärungskampagnen, landesweit. «Ein junger Mensch, der seine Religion nicht gut kennt, kann leicht manipuliert werden.»

«Sei stolz auf deinen Sohn»

Dass die religiöse Indoktrinierung bis in die Familie hineinreicht, hat auch Fatima erlebt. «Warum heulst du, sei doch stolz, dass dein Sohn beim IS ist», entgegnete ihr eine Nachbarin aus Douz, deren Sohn an Mohammeds Seite nach Syrien gezogen und dort gestorben war. Sie jedenfalls sei froh, dass ihr Sohn nun als Märtyrer im Paradies sei. Fatima hingegen ist stolz, dass sie ihren Mohammed wieder auf den rechten Weg führen konnte. Sie hat ihren Sohn nie aufgegeben, den Kontakt zu ihm gehalten und mit ihm gesprochen, als er niemanden sonst mehr hatte. Mohammed ist seiner Mutter dafür dankbar, auch wenn er ihr das nicht persönlich sagen kann. Jeden Tag bittet er Fatima um Fotos von seinem alten Leben, von seinen Geschwistern, vom Kinderzimmer, vom Essen, das die Mutter kocht. Ob er seine Familie jemals wiedersehen wird, weiss niemand.